



Blick in die Vergangenheit

Künftiges Reichenbacher „Wilhelmsquartier“ wird archäologisch untersucht

Fotos: Karin Ait Atmane

Von Kari Ait Atmane

Demnächst sollen die Bagger die Baugruben für das künftige „Wilhelmsquartier“ ausheben. Gebuddelt wird auf dem Gelände aber schon seit Ende Oktober, wenngleich weitaus behutsamer. Archäologen suchen und bergen im Rahmen einer Rettungsgrabung (siehe Infobox) die Spuren vergangener Besiedlung. Sicher sagen kann man bisher: Hier wohnten sicher schon im Hochmittelalter, ungefähr ab dem 10. Jahrhundert, Menschen.

Sensationen seien keine zu erwarten, warnt Archäologin Dorothee Brenner vom Landesdenkmalamt vorab am Telefon. Und hat dann vor Ort mit ihren Kollegen doch einiges zu bieten. Zum Beispiel einen Brunnenschacht, momentan bis 2,5 Meter Tiefe ausgegraben. Aus seinem Inneren wurde allerhand Material zutage gefördert, darunter Bruchstücke hübscher, dunkelgrüner Reliefkacheln mit angeschwärtzter Rückseite. Sie stammen eindeutig von einem Kachelofen, „renaissancezeitlich“, stellt Brenner fest. Einfache Bauernleute besaßen so etwas nicht; hier habe vielleicht „ein Bürgerhaus oder der örtliche Großbauer“ gewohnt, meint Sascha Schmidt, der Geschäftsführer der Firma fodilus, die die Grabungen macht.

Er und Grabungsleiter Matthias Aust sind ebenfalls Archäologen und schauen jetzt gemeinsam mit Dorothee Brenner

gefesselt in den Brunnenschacht. Von Anwohnern wisse man, dass dieser wohl noch bis in die 1950er-Jahre genutzt wurde, berichten sie. Doch wann wurde er erbaut? Die Mauertechnik sei „vorindustriell“, erklären die Experten, aber über Jahrhunderte hinweg so praktiziert worden. Auch der bislang geborgene Inhalt lässt nicht aufs Alter schließen. Denn wenn ein Brunnen aufgegeben wurde, füllte man ihn mit allem möglichen greifbaren Material. Hoffnung setzen die Archäologen auf den „Brunnensumpf“, wo einst das Wasser zum Schöpfen stand. Was in ihm während der Nutzungszeit versank, blieb in der Regel darin liegen. Dieser Bereich, noch einen oder 1,5 Meter in die Tiefe, soll untersucht werden, wenn die Baugrube für die Tiefgarage gebaggert wird. Dann ist er besser zugänglich. Tiefer als die Baugrube dürfen die Archäologen aber nicht gehen.

Rund 3000 Quadratmeter groß ist die gesamte untersuchte Fläche; drei bis vier Mitarbeiter von fodilus sind fast täglich vor Ort – außer, der Boden ist gefroren oder es regnet pausenlos. „Dann können wir nicht arbeiten, oder wir müssen vieles doppelt machen“, sagt Matthias Aust. An diesem Tag wird eine etwa 50 Zentimeter tief ausgebagerte Fläche bearbeitet und

der Boden mit sogenannten Abziehern sorgfältig „geputzt“, sodass die archäologischen Befunde besser sichtbar werden. An einer Stelle zeichnet sich im Lehm ein dunkles Oval ab, mit einem Durchmesser von etwa einem halben Meter.

Das ist ein „Befund“, es könnte irgendeine Grube gewesen sein. Später wird der Bagger hier ein Stück wegbeißen, damit man auch senkrecht einen Querschnitt hat, und dann wird möglicherweise noch vorsichtig ausgegraben. Es gibt eine ganze

Reihe solcher Löcher auf dem Gelände, die Archäologen sehen hier Gruben und Pfostengruben, in denen die tragenden

Holzpfähle von Bauwerken standen. Ob diese Spuren ausreichen, um Form und Ausrichtung der früheren Gebäude abzulesen, ist noch offen – vielleicht ist die Fläche auch zu klein. Auf jeden Fall wird alles sorgfältig dokumentiert, auch digital. So lassen sich, sollte in der Zukunft einmal in der Nachbarschaft neu gebaut werden, die Puzzleteile zusammenfügen.

Beim Graben sind zahlreiche Scherben und Geschirrtile zum Vorschein gekommen. Dorothee Brenner sieht ihnen nicht nur an, ob die Gefäße auf einer Töpferscheibe entstanden sind, sondern auch, ob diese langsam oder schnell drehte. „Das ist Hochmittelalter, ganz eindeutig“,

ordnet sie eins der Bruchstücke ein, während sie ein anderes im späten Mittelalter verortet, zu erkennen am charakteristischen „Karniesrand“. Bei einem Deckelchen mit filigranem Griff und feinen roten Sprenkeln im Ton handle es sich um „feine Tischware“, wahrscheinlich aus der Kommune Buoch im Rems-Murr-Kreis, wo im Mittelalter eine bekannte Töpferei betrieben wurde. Spannend auch das Geschirrtile, das sowohl eine Tülle als auch drei Löcher im Boden hat: „ein Sieb- oder Gießgefäß“ – aber was genau damit wohl gemacht wurde? Bei der harmonisch geformten Spinnwirtel, die ausgebuddelt wurde, ist das klar: Sie beschwerte beim Handspinnen die Spindel.

Manche Funde sind schnell aussortiert, wie die Dachziegel mit der Aufschrift „J. Baumann, Göppingen“ und damit auch andere Stücke aus der gleichen Schicht. „Das ist so jung, dass es uns nicht interessiert“, sagt Dorothee Brenner: Die Firma hat 1873 zu produzieren begonnen.

Im innerörtlichen Bereich trifft man fast immer auf verschiedenste Hinterlassenschaften aus Jahrhunderten, zwischendrin auch mal ein Leitungsgraben oder ein Fundament, die ältere Spuren zerstört haben. In Reichenbach wurden auf einem Teil des Geländes zahlreiche Tierknochen gesichtet. In Gesprächen mit den Anwohnern fand sich eine Erklärung: Sie stammen wohl von den Schafen, die hier bis in die 50er-Jahre gehalten wurden.

Aus dem Brunnenschacht haben die Archäologen bereits Kacheln eines Ofens zutage gefördert.



„Das kann weg“ sind sich die Archäologen Sascha Schmidt, Dorothee Brenner und Matthias Aust (von links) einig. Denn der Dachziegel ist zu jung.



Die Spinnwirtel beschwerte beim Handspinnen die Spindel.

► Rettungsgrabung

Von Rettungsgrabung spricht man, wenn im Vorfeld von Bauarbeiten Befunde und Funde im Boden mit Denkmaleigenschaft dokumentiert und geborgen werden. Gegraben wird nur so tief, wie das künftige Bauwerk geht – darunter bleiben die Kulturdenkmäler ja erhalten. Die Grabungen würden sonst zu teuer, für sie muss in der Regel der Investor zahlen. Eine Ausnahme sind „private Bauvorhaben für Wohnzwecke zum Eigenbedarf“ wie Einfamilienhäuser. Hier geht das Land davon aus, dass die Kostenübernahme für die Bauherren nicht zumutbar ist und springt ein.